

125 Jahre im Überblick

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte man bei uns als Blinder wenig Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten. Man lebte in der Familie oder in einem Blindenheim, allenfalls in einem eigenen Haushalt. Man wurde kaum gefördert, arbeitete in einer Blindenwerkstätte, schlug sich in einem Nischenberuf durch oder lebte von einer prekären Wohltätigkeit. Rechtlich war man benachteiligt, Sexualität war ein Tabuthema – bis hin zum faktischen Heiratsverbot. Und man hatte ein problematisches Image: Es bewegte sich zwischen den Polen „bildungs- und handlungsunfähiger Fürsorgefall“ und „sensitive, künstlerisch-mystische Persönlichkeit“. Das Selbstbewusstsein der Blinden und Sehbehinderten war tendenziell tief. Auf alten Fotos wirken sie oft geduckt, in sich gekehrt („äs Blindeli“).

Im Lauf der Jahrzehnte fanden sie dann immer mehr Zugang zu einem normalen, selbstbestimmten und selbstbewussten Leben; in den Institutionen leben heute junge, alte, sehbehinderte und mehrfachbehinderte Menschen. Frei von Hürden und Problemen ist der Alltag aber auch heute nicht – ob das nun Berufliches betrifft, Rechtliches oder Alltagspraktisches.

Paul Gull, ab 1923 viele Jahre blinder Kioskbesitzer in Bern (undatiert).



Blindenanstalt und Blindenverein

Die Geschichte des Blinden- und Behindertenzentrum Bern widerspiegelt diese Entwicklung anschaulich. An seinem Beginn stand der „Versorgungsverein für Blinde“, der am 8. Mai 1884 im Casino Bern gegründet wurde. Er setzte sich zum Ziel, blinde Erwachsene nach ihrer Entlassung aus der Privatblindenanstalt für Kinder und Jugendliche zu betreuen. Zudem wollte er die übrigen Blinden des Kantons unterstützen. Im Zentrum stand der Versorgungsgedanke: Unterkunft und Verpflegung. Später kam das Vermitteln von Arbeit dazu – zunächst nur als sinnvolle Freizeitbeschäftigung.

Die erwähnte Privatblindenanstalt war 1837 an der Speichergasse in Bern gegründet worden – nach Zürich (1810) die zweite ihrer Art in der Schweiz. Hier wurden die blinden Kinder in einem der typischen Blindenhandwerke ausgebildet: Korbflechten, Sesselflicken, Bürstenmachen. Das war gewiss fortschrittlich. Das Problem, wie diese Menschen anschliessend ihr Brot verdienen und wirtschaftlich unabhängig werden konnten, war nicht gelöst. Nur ein Teil von ihnen konnte auch in diesem Heim arbeiten – bis in die 1880er-Jahre und dann wieder ab 1926. Bewegung brachte erst die Blindenschrift von Louis Braille (1852). Sie eröffnete den Blinden neue Wege zur Bildung, was allerdings seine Zeit dauerte. Parallel dazu entstanden im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der Schweiz weitere Einrichtungen für Blinde und Sehbehinderte: Fürsorgevereine, Heime, Bibliotheken (→ Glossar, S. 92), Druckereien. Am aktivsten war man dabei in Zürich, Lausanne und Bern.

Ein Areal voller Geschichten. Das Blindenheim, ca. 1960.



Die Blinden wehren sich

1890 zog die Berner Privatblindenanstalt ins Schloss Köniz. Dafür gründete der Versorgungsverein für Blinde 1898 an der Neufeldstrasse 31 in Bern ein Blindenheim für Frauen, dem er eine Bürstenbinderei und eine Sesselflickerei angliederte. Das Haus hatte zuvor als Heim für Wöchnerinnen gedient. Vier Jahre später richtete der Verein im Nachbarhaus ein Heim für blinde Männer ein. Verschiedenste Blinde fanden hier eine Art Heimat. Schon bald kam es aber zu Spannungen. Die Berner Blinden wollten mehr Mitbestimmung und Eigenständigkeit und gründeten 1911 den „Bernischen Blindenverband“ als Selbsthilfeorganisation; kurz darauf kam es zur Gründung des „Schweizerischen Blindenverbandes“. Der Konflikt im Blindenheim Neufeld eskalierte 1914. Am 2. Dezember zogen die Blinden sogar vorübergehend aus. Streitpunkt war die Entlassung der Heimleiterin. Dazu kam eine allgemeine Unzufriedenheit. Blinde Menschen sollten keine Fürsorgeobjekte sein, sondern selbstständige Zeitgenossen und Teil der Gesellschaft. Konkret forderten die Berner Blinden insbesondere die Mitsprache im Vereinsvorstand und die tarifliche Entlohnung der Werkstättenarbeit. Treibende Kraft hinter dieser Bewegung war Emil Spahr (1887–1978) – ein Blinder, der damals in Bern Jura studierte. 1915 gründeten die Berner Blinden-Aktivisten sogar eine eigene Werkstätte, die „Schweizerische Blindenerwerbsgenossenschaft“ (Sbega). Ihre Anfänge waren schwierig. Allmählich kam die neue Institution aber zum Laufen. 1919 übernahm sie sogar die Werkstätte des Versorgungsvereins. Dieser hatte sich überhaupt kompromissbereit gezeigt und 1916 seine Statuten revidiert. Als „Bernischer Blindenfürsorgeverein“ (BBFV) setzte er sich nun das Ziel, die wirtschaftliche und persönliche Selbstständigkeit der Blinden möglichst zu heben und sie vor der Armengenössigkeit zu schützen. Zudem sollte inskünftig mindestens ein Vorstandsmitglied aus dem Kreis der Blinden stammen. 1926 kam es bei den Bernischen Blindenwerkstätten zu einer Bereinigung. Die Sbega übernahm auch die Blindenwerkstätte Spiez – die Privatblindenanstalt war von Köniz 1920 dorthin umgezogen. Zuvor hatten sich die drei Werkstätten konkurrenziert und angefeindet. Jetzt gab es im Kanton Bern nur noch eine einzige solche Institution: die „Vereinigten Blindenwerkstätten Bern und Spiez“. Sie wurden vom Blindenfürsorgeverein finanziell unterstützt, agierten aber eigenständig.

Endlich ein Neubau

Beim Blindenheim selbst drängte sich derweil ein Neubau auf. Die bestehenden Gebäude waren baufällig, eng, ungesund, unwirtschaftlich. Zeitgenössische Berichte darüber erinnern an die sozialkritischen Romane von Charles Dickens oder Émile Zola. *„In engen, unventilierten, vom Dunst des Pechs und der Rohmaterialien erfüllten Gelassen sitzen die Arbeiter, tausendmal und mehr am Tag die gleiche Bewegung ausführend“*, liest man zum Beispiel in der *„Neuen Berner Zeitung“* vom 24. März 1929. Und über die Wohn- und Schlafräume heisst es: *„In schmalen, muffigen Zimmern reiht sich Bett an Bett. Waschgelegenheit für Männer besteht einzig in einem primitiven Blechtrug, für die Frauen in einem finsternen Badezimmer, das allen zugleich dienen muss. Ein Esssaal ist zwar vorhanden, ebenso ein Rauch- und Gesellschaftszimmer, aber das sind nur tönende Namen für kleine, höhlenartige Gemächer. Für Gepäck und Koffer ist kein Platz auf dem Estrich, alles bleibt in den Zimmern liegen.“*

Wegen des Ersten Weltkriegs und der folgenden Wirtschaftskrise hatte man den Neubau hinauszögern müssen. 1929 begannen – in unmittelbarer Nachbarschaft des bisherigen Heims – schliesslich die Bauarbeiten. Das Konzept war interessant: Das geplante Heim verfügte über 26 Betten, konnte aber bis zu 60 Personen problemlos verpflegen und für sie die Wäsche und die nötigen Flickarbeiten besorgen. Man wollte also auch selbstständig wohnende Blinde betreuen. Sollte sich die Bettenzahl als zu klein erweisen, boten sich die vier Mietwohnungen im 3. und 4. Stock als zusätzlicher Wohnraum an. Über den Standort hatte der BBFV intensiv diskutiert: Soll man an die Peripherie der Stadt? Oder gar aufs Land hinaus? Zuletzt hatte man sich dafür entschieden, am alten Ort zu bleiben: *„Heim und Werkstätten an ruhigem Ort in einer grossen Stadt zu besitzen, hat sich für die Blinden und den Verein in den letzten Jahren als äusserst wertvoll erwiesen. Namentlich der intelligente Blinde findet in der Stadt Unterhaltung und Belehrung – er, der des Augenlichts entbehrt, fühlt sich weniger isoliert. Die Werkstätten finden in einem Bevölkerungszentrum von über 100.000 Einwohnern reichlich Arbeit.“* Dazu kamen all die freiwilligen Helferinnen und Helfer aus dem Quartier und der Stadt. Sie lasen den Heimbewohnerinnen und -bewohnern vor, musizierten mit ihnen, begleiteten sie in die Kirche, zu Veranstaltungen, auf Spaziergängen.

Vieles im Fluss

Im August 1930 konnte das neue Blindenheim bezogen werden. 28 Bewohnerinnen und Bewohner richteten sich in den Zimmern ein. Dazu kam das Büro von Margrit Schaffer (1885–1962), die seit 1925 vollamtliche Sekretärin des BBFV war und damit auch die Blindenfürsorgerin für den ganzen Kanton – bis in die hintersten Täler des Jura. Erst mit diesem Büro konnte man von einer wirklichen Fürsorgestelle sprechen, meinte sie 1954 im Rückblick. Schon 1946 war der Platz im neuen Blindenheim so knapp, dass im alten Heim wieder Zimmer eingerichtet werden mussten. *„Das Leben unter den Sehenden erfordert einen grossen Aufwand an Kraft und Energie. Nicht jedem Blinden ist dies gegeben. Wie froh ist doch der Blinde, wenn er nach angestrengter Arbeit an seiner Werkbank sich nicht noch um seine Verpflegung kümmern muss“*, meint der Jahresbericht 1947. Im Blindenheim bekommt er alle Hilfe, die er braucht, und geniesst erst noch Gesellschaft.

Für die Blinden gab es in den folgenden Jahren kaum drastische Veränderungen, insgesamt war aber doch vieles im Fluss. 1950 arbeitete zum Beispiel nur noch die Hälfte der 31 Bewohner in den eigenen Werkstätten. Viele verdienten ihr Geld in Fabriken, als Büroangestellte oder Reisende. Das Blindenheim hatte den Charakter eines Wohnheims angenommen. Wichtig war es zudem für kurzfristige Aufenthalte. Auswärtige Blinde und Sehbehinderte logierten hier für ein paar Ferientage oder wenn sie in Bern zum Arzt mussten. Andere wurden hier beraten, motiviert, geschult, für den Alltag trainiert. Die Ausbildungsmöglichkeiten für Blinde und Sehbehinderte erweiterten sich generell, zum Beispiel mit den Berufsbildern Telefonistin oder Masseur. Und auch die technischen Hilfsmittel wurden moderner. So schaffte sich das Blindenheim 1952 sein erstes Tonbandgerät an.

Zimmer für blinde Pensionäre im Neubau von 1930.



Auch die Selbsthilfe-Bewegung der Blinden machte weitere Schritte. 1958 zog eine Diplomarbeit an der Fürsorgerschule der Bildungsstätte für Soziale Arbeit Bern ein Zwischenfazit. *„Es gibt noch immer eine ziemliche Zahl von Blinden, die armengenössig sind. Noch immer nicht haben alle Institutionen des Blindenwesens das Mitspracherecht gewährt. Noch immer gibt es Blindenwerkstätten, die einem Teil ihrer Arbeiter nur Sackgeld ausbezahlen“*, heisst es da etwa. *„Andererseits versieht heute eine erfreuliche Anzahl von Nichtsehenden Posten in Handel und Industrie, sei es als Telefonisten, Bürolisten oder Fabrikarbeiter.“* Ein Meilenstein für die ökonomische und persönliche Unabhängigkeit der blinden und sehbehinderten Menschen brachte 1960 die Einführung der Invalidenversicherung (IV). Sie trug Wesentliches zu ihrer Existenzsicherung und zu ihrer beruflichen Integration bei.

Der Neubau von 1967 – für damalige Verhältnisse ein beachtenswerter Bau, der von Fachleuten aus dem In- und Ausland besucht wurde.



Blindenzentrum mit Ausstrahlung

Beim Platzmangel im Blindenheim Neufeld zeichnete sich derweil kein Ende ab. Das bekamen auch die Erwachsenen zu spüren, die in den Werkstätten der Privatblindenanstalt Spiez arbeiteten. Als diese Institution 1961 nach Zollikofen umzog – die heutige Schule für blinde und sehbehinderte Kinder und Jugendliche – traten diese Erwachsenen in die Berner Werkstätten ein, mussten aber in gemieteten Wohnungen untergebracht werden.

So entschloss sich der BBFV wieder für einen Neubau. Er sah Platz für 75 Pensionäre vor, die Blindenwerkstätten wurden auf 120 Plätze angelegt. Hervorzuheben ist die räumlich getrennte Alters- und Pflegeabteilung. Ein Hinweis, dass zunehmend solche Blinden und Sehbehinderten auf Heimstrukturen angewiesen waren. Die Gesamtkosten für das Projekt betrug inklusive Landerwerb über 8 Millionen Franken. Aufgebracht wurde das Geld durch Beiträge des BBFV und der öffentlichen Hand sowie durch Spenden. 1967 – nach dreijähriger Bauzeit – zogen die ersten Bewohner ein. Für damalige Verhältnisse war das Blindenheim an der Neufeldstrasse ein beachtenswerter Bau. Es wurde regelmässig von Fachleuten aus dem In- und Ausland besucht.

Auch die Bewohnerinnen und Bewohner fühlten sich wohl. Das neue Heim brachte ihnen verschiedene Annehmlichkeiten und Freiheiten – zum Beispiel Einzelzimmer. Die Begründung: Die Anforderungen, die einem blinden Menschen im Berufsleben unter Sehenden gestellt sind, sind hoch. Da braucht er am Feierabend und in der Freizeit genügend Privatsphäre. Umgekehrt ging mit dem Neubau auch einiges verloren. So meinte Marie Engler, seit 1944 Bewohnerin des Blindenheims Neufeld, 1987 im Rückblick: *„Im Haus Nr. 97 wohnten wir wirklich sehr eng beieinander, und das bereitete oft grosse Schwierigkeiten. Andererseits war das Leben im Heim familiärer, die Hausgemeinschaft persönlicher. Wir Pensionäre und die Angestellten waren viel mehr eine Einheit. Wir kannten alle Mitarbeiterinnen und wussten, wie sie lebten. Wir waren oft auch in der Freizeit mit ihnen zusammen.“*

Alte Menschen und Menschen mit Mehrfachbehinderung

Bei der Betreuung all dieser Menschen kam in den 70er-Jahren vieles in Bewegung. Neue Konzepte führten 1976 zu Spannungen zwischen dem Vorstand und dem Fachpersonal für Sozialarbeit. „Für den Vorstand ist Sozialarbeit ein Mittel der Kontrolle und der ‚Normalisierung‘ der Behinderten, für uns ein Mittel zur Bewusstseinsbildung und zur Hilfe zur Selbsthilfe“, tönt es aus den Reihen der Sozialarbeiterinnen und -arbeiter. Der Konflikt gipfelte im Februar 1979 in einem dreiwöchigen Streik, an dem sich der Grossteil der Sozialarbeiterinnen und -arbeiter beteiligte. Durch die Vermittlung der Kantonalen Fürsorgedirektion konnte der Streit grösstenteils beigelegt werden – vor allem mit einer Neustrukturierung des BBFV.

Streik! 1979 gehen die Sozialarbeiterinnen und -arbeiter des Blindenheims für ihre Anliegen auf die Strasse.



Auch in der Organisation und Ausrichtung des Blindenheims war bald wieder einiges in Bewegung. So wurde im Jubiläumsjahr 1984 die Alters- und Leichtpflegeabteilung auf 40 Plätze ausgebaut. Die Zahl der „normalen“ Blinden, die auf Heimstrukturen angewiesen waren, sank kontinuierlich. Dahinter standen die Entwicklung der Medizin, die Reform der (heil-)pädagogischen Auffassungen und das wachsende Selbstverständnis der Menschen mit Behinderung, aber auch die zunehmenden Angebote heimexterner Beratungen. In diesem Bereich setzte man in Bern 1987 einen Meilenstein. Der Bernische Blindenfürsorgeverband (BBFV), der Schweizerische Blindenbund (SBb) und der Schweizerische Blinden- und Sehbehindertenverband (SBV) legten ihre Beratungsaktivitäten zusammen. Sie agierten neu als BRSB (→ Glossar, S. 92), das heisst Beratungs- und Rehabilitationsstelle für Sehbehinderte und Blinde des Kantons Bern. Ziel war die soziale und berufliche Integration dieser Menschen. Im Jahresbericht des BBFV erhielt die BRSB eine eigene Rubrik, die von vielfältigen Aktivitäten zeugt. Zu einem wichtigen Stichwort wurde „Low Vision“ (→ Glossar, S. 92), die optimale Ausnützung des Sehrests.

Die Blindenwerkstätten entwickelten sich in dieser Zeit kontinuierlich weiter. Nach der Eröffnung des Neubaus 1967 begannen sie, auch andere Behinderte zu beschäftigen. Gleichzeitig wurde eine mechanische Abteilung eröffnet. Die traditionellen Blindenhandwerke befanden sich in der Defensive, konnten teilweise aber weitergeführt werden. Computer und weitere technologische Hilfsmittel hielten Mitte der 80er-Jahre Einzug in das Leben der Blinden und Sehbehinderten. Im privaten Bereich boten sie grosse Erleichterungen, in der Arbeitswelt eröffneten sie neue Möglichkeiten, führten aber auch zum Verlust von Arbeitsplätzen. In den 90er-Jahren sollten sich die Blindenwerkstätten zu einem modernen, leistungsfähigen KMU-Betrieb entwickeln, der für Industrie, Gewerbe und Private marktgerechte Dienstleistungen und Teilprodukte anbietet. Seit 2000 sind zum Beispiel die Sparten Ausrüsten/Sortieren/Verpacken, Holzverarbeitung, Bürstenfabrikation und Technische Montage im Angebot.

Im Blindenheim Neufeld prüfte man derweil weitere mögliche Zielgruppen und sah in Heimplätzen für mehrfachbehinderte Sehgeschädigte das grösste Potenzial. Nachdem der Kanton sein grundsätzliches Ja zur Sanierung des Blindenheims gegeben hatte, konnte 1994 die erste Wohngruppe für Mehrfachbehinderte eröffnet werden. Plätze ganz anderer Art bot man seit 1981 in einer Cafeteria an. In ungezwungener Weise können hier Begegnungen zwischen Pensionären, Besuchern, Angestellten und in zunehmendem Masse auch Bewohnern des Quartiers stattfinden, meint der Jahresbericht 1981.

Wichtige Reorganisation

Mittelfristig – das zeigte sich bald – würden diese kleineren Anpassungen aber nicht genügen. Schon 1996 entwarf die Heimleitung Pläne für eine Total-sanierung, die in den folgenden Jahren immer wieder angepasst und erweitert wurden. Dieser Planungsphase folgten lange Bewilligungsprozesse beim Bund und beim Kanton. Eine wichtige Vorbedingung war der Zusammenschluss von BBFV und den Vereinigten Blindenwerkstätten. Der Kanton konnte nur dann einen Beitrag zur Sanierung des Heims sprechen, wenn Besitzer und Nutzer der Gebäude identisch sind. Mit der Gründung der „Sehhilfe Bern“ 2001 war das der Fall. *„Dieser Zusammenschluss ermöglicht nun den Institutionen, ihre Stärken gegenseitig voll zu nutzen und unter einer einzigen Trägerschaft noch effizienter ein umfassendes Angebot (Arbeiten und Wohnen) zugunsten behinderter Menschen anzubieten“*, meint der Jahresbericht 2001 dazu. Nach über 80-jährigem Nebeneinander hatten Heim und Werkstätten wieder zusammengefunden, und mit der 60-Prozent-Beteiligung an der Beratungs- und Rehabilitationsstelle für Sehbehinderte und Blinde konnten sie auch für die blinden und sehbehinderten Menschen des ganzen Kantons Bern weiter aktiv sein. Von „Heim“ sollte man allerdings nicht mehr reden. 2001 war es in „Neufeldhaus“ umbenannt worden. Begründung: Viele der jungen Behinderten hatten sich am Wort „Heim“ gestossen. Die Organisationsstruktur der ganzen Institution wurde überarbeitet (2003). Zu den wichtigsten Neuerungen gehörte die Anstellung einer Geschäftsleitung für die Gesamtorganisation. In den Werkstätten wurde derweil der Platz knapp. 2002 musste man in Bern-Liebefeld einen neuen Produktionsstandort hinzumieten (Ausrüsten, Logistik). Vier Jahre später zog die Beratungs- und Rehabilitationsstelle für Sehbehinderte und Blinde von der Neufeldstrasse in die benachbarte Zähringerstrasse.

Begegnung mit sich und der Welt – ein mehrfachbehinderter Jugendlicher in der Therapie.



Von der Sehhilfe zum Zentrum

Im Februar 2006 wurden das bereinigte Baugesuch und das Subventions-gesuch für den Umbau der Liegenschaften an der Neufeldstrasse 95 und 97/99 bei der Gesundheits- und Fürsorgedirektion eingereicht und am 16. Oktober vom Regierungsrat des Kantons Bern genehmigt. Das 34 Millionen Franken teure Projekt sah eine Anpassung an den aktuellen Standard bezüglich Wohnkomfort und Arbeitsplatz-Bedingungen vor, nach dem Motto „So normal wie möglich“. Es umfasste drei Teilprojekte: ein Alterswohnhaus für 31 Menschen, ein IV-Wohnhaus für 51 Personen und Werkstätten für rund 120 Mitarbeitende. Für die Dauer der Bauarbeiten galt es, Provisorien zu beziehen. Die Werkstätten zogen vorübergehend nach Köniz, ein Teil der Bewohner des Behindertenbereiches nach Burgdorf. Im Januar 2007 begannen die Bautätigkeiten. Im selben Jahr startete die zweijährige Spendenkampagne zur Teilfinanzierung des Umbauprojekts. Noch während der Umbauarbeiten entschloss sich die Sehhilfe Bern, die Metallverarbeitung auszugliedern. Die BAND-Genossenschaft übernahm den Bereich und trat ihrerseits ihre Schreinerei an die Sehhilfe ab. Damit können Synergien optimal genutzt und alle Arbeitsplätze erhalten werden. In einem zweiten Schritt soll ein neuer gemeinsamer Beschäftigungsbereich für Menschen mit einem sehr schwachen Leistungspotenzial geschaffen werden. Im Februar 2009 gab sich die Sehhilfe Bern einen neuen Namen. Die Institution wurde zum „Blinden- und Behindertenzentrum Bern“, die Trägerschaft zum „Verein Blinden- und Behindertenzentrum Bern“. Dazu kam ein neues Erscheinungsbild – vom Logo bis zur Website. Diese Neuerungen widerspiegeln das heutige Selbstverständnis der inzwischen 125-jährigen Einrichtung, aber auch die neue Infrastruktur. Die Bauten sind ein offenes, modernes Zentrum, barrierefrei und rollstuhlgängig. Dieses Zentrum bietet für blinde, sehbehinderte und mehrfachbehinderte Menschen aus einer Hand ein breites Dienstleistungsspektrum in den Bereichen Wohnen, Arbeiten und Beratung. Und es ist in der Region Bern ein wichtiger Arbeitgeber. Rund 360 Menschen arbeiten hier, die Hälfte von ihnen sind behindert. Im Mai konnten die sanierten Gebäude schliesslich bezogen werden, im Juni wurde auch das Bistro wieder eröffnet. Am 12. September lud das neue Zentrum zu einem „Tag der offenen Tür“.

Impressum

Erstausgabe: September 2009

Herausgeber: Blinden- und Behindertenzentrum Bern, Bern

Autoren: Richard Lehner, Peter Müller

Gestaltung: Jenny Baese, schriftbild

Druck: Ediprim AG, Biel

Erstleser: Yvonne Uhlig, Otmar Angehrn

© Blinden- und Behindertenzentrum Bern, www.b-bern.ch

© Schwan-Verlag, Rorschach, www.schwanverlag.ch

ISBN 978-3-9522628-3-2

Buch und Daisy (Hörbuch) können bestellt werden bei:

B Blinden- und Behindertenzentrum Bern, Neufeldstrasse 95, 3012 Bern,
Telefon 031.306 33 33, Fax 031.306 33 99,
E-Mail: info@b-bern.ch, Internet: www.b-bern.ch